luftschacht

Gegen Ende der Achtzigerjahre stürzt in einem italienischen Küstenort ein Friedhof ins Meer. Eine Urne, die an den Strand gespült wird, gibt ein Geheimnis preis: Der fünfundzwanzigjährige Pinò erfährt, dass sein Vater vor ihm schon einen anderen Sohn hatte. Als Pinò bewusst wird, dass er immer nur als Ersatz gedacht war, beginnt er die verschwiegene Vergangenheit seines Vaters zu erforschen. Doch dabei riskiert er, dass auch sein eigenes Geheimnis aufgedeckt wird. Die rätselhaften Merkmale seines Körpers drohen ihn zu verraten: Sein Bauchnabel fehlt, seine Stimme erzeugt keinen Widerhall, sein Atem hinterlässt in der Kälte keine Spur. Denn Pinò war nicht immer ein Mensch.

In *Aus anderem Holz* interpretiert Giuliano Musio den Pinocchio-Stoff neu. Aus der Puppe ist ein junger Mann geworden, aber das Menschsein ist ihm fremd geblieben. Ein Roman über die Last der Herkunft und die Sehnsucht nach Selbstbestimmung.

GIULIANO MUSIO, * 1977, ist schweizerisch-italienischer Herkunft und hat Germanistik und Anglistik studiert. Für seine Romane wurde er mehrfach ausgezeichnet. Er lebt in Bern.

Bei Luftschacht erschienen:

Aus anderem Holz (Roman, 2026)
Wirbellos (Roman, 2019 [2. A. 2020])
Scheinwerfen (Roman, 2015 [2. A. 2015])

Giuliano Musio

Aus anderem Holz

Roman

Luftschacht Verlag

© Luftschacht Verlag – Wien
luftschacht.com

Alle Rechte vorbehalten.
1. Auflage September 2026

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der gesetzlich zugelassenen Fälle des Urheberrechtsgesetzes (UrhG) ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlags unzulässig.

Wir behalten uns eine Nutzung des Werks für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b deutsches UrhG ausdrücklich vor. Text- und Data-Mining ist nur insoweit zulässig, als es durch zwingende gesetzliche Schrankenbestimmungen erlaubt ist (insbesondere § 60d deutsches UrhG sowie § 42h österreichisches UrhG); jede darüber hinausgehende TDM-Nutzung bedarf der vorherigen schriftlichen Zustimmung des Verlags.

Umschlaggestaltung: Manuel Kämpfer
Lektorat: Teresa Profanter
Satz: Luftschacht
Gesetzt aus der Metric und der Noe.
Druck und Herstellung: Finidr s.r.o.
Papier: Holmen book cream 80 g/m², Geltex glatt 115 g/m², Surbalin glatt 115 g/m²
ISBN: 978-3-903422-79-7
ISBN E-Book: 978-3-903422-80-3

Anmerkungen zur Produktsicherheit (GPSR):
Luftschacht e. U., Jürgen Lagger, Malzgasse 12/2, 1020 Wien
notizen@luftschacht.com

Der Autor dankt Kultur Stadt Bern, der Kulturförderung des Kantons Bern und der Burgergemeinde Bern für die Unterstützung.

Kultur
Stadt Bern

SWISSLOS
Culture Canton de Berne

Burgergemeinde
Bern

MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014138

— 1

Nach hundertfünf Jahren gab die Klippe unter dem Gewicht der Toten nach. Das Gestein vibrierte, die Möwen stoben von den Gräbern auf. Der Boden brach weg, und der Friedhof rutschte wie von einem Sog erfasst in die Tiefe. Nacheinander stürzten die Mauern mit den Grabnischen in die Fluten, die Kapellen, die Mausoleen, die Kreuze, die Marmorplatten. Als das Donnern verhallt war, trieben Särge zwischen Schutt und Blumengestecken auf dem Meer.

Wer das Unglück von der Küste aus gesehen hatte, stand für Sekunden still: Fischer, die am Ufer Netze ausgebessert oder Reusen instand gesetzt hatten, Kinder, die über die Felsen geklettert waren. Auf der Hauptstraße, die um die Bucht führte, hielten die Autos an. Menschen drängten sich an der Leitplanke, blickten hinüber zum Schuttkegel am Fuß des Felsens und sahen zu, wie die Holzkisten von der Strömung hinaus aufs Meer gezogen oder von den Wellen gegen die Klippen geworfen und aufgebrochen wurden.

Dann trat einer aus der Menge vor. Er stieg über die Absperrung und kletterte ein Stück den Steilhang hinunter. Bevor ihn jemand zurückhalten konnte, sprang er.

Die Wogen zogen ihn in die Tiefe, stießen ihn wieder an die Oberfläche. Oben schrien die Leute und suchten ihn im Wasser, zeigten auf diese oder jene Leiche. Zwei junge Männer rannten vom Ufer ins Meer, getrieben von Mut und Dummheit, wurden von den Wellen zurückgeworfen, schlechte Schwimmer alle beide. Ein dritter holte ein Seil, watete damit bis zu den Knien ins Wasser und blieb stehen, weil er nicht weiterwusste. Dann endlich tuckerte ein Boot zwischen den Brettern und Leichenteilen hindurch auf den Mann zu.

Fischer packten ihn an den Armen, hievten ihn an Bord und brachten ihn ans Ufer.

Oben an der Straße kramte eine Frau in ihrer Handtasche nach einem Jeton. Ein Mann neben ihr reichte ihr einen, und sie lief los, zur nächsten Telefonzelle, um einen Krankenwagen zu rufen. Die Fischer trugen den Verletzten zu den Leuten hinauf. Und als er auf dem Asphalt lag, reglos und mit einer großen Wunde am Kopf, erkannte ihn einer der Umstehenden: Es war Giuseppe Fabbri, dem früher die Tischlerei in der Via Tempio gehört hatte.

Alle wussten, dass die Fahrer der Ambulanz zuerst ihre Zigarette fertig rauchen würden, bevor sie sich auf den Weg machten. Also beschloss man, Giuseppe selber ins Krankenhaus zu bringen. Zwei Männer hoben ihn in ein Auto und fuhren los. Erst dann sahen die Menschen wieder zur eingestürzten Klippe. Eine Muttergottesstatue trieb auf dem Wasser. Sie wurde in eine Felsnische gespült und verkeilte sich kopfüber darin. Umgeben von einem Kampf zwischen Holz und Fleisch.

— 2

Das *Telegiornale* berichtete nicht über den abgerutschten Friedhof. Es gab Wichtigeres: Am selben Tag war in Neapel eine Autobombe explodiert, und am Tag zuvor war Ciriaco De Mita als Ministerpräsident vereidigt worden. Gorbatschow hatte einen neuen Kurs für die Sowjetunion angekündigt. Und selbst die Fiat-Streiks, die inzwischen nur noch ein Nachhall der einstigen Arbeiterkämpfe waren, bekamen mehr Beachtung als das Unglück in Porto San Prospero. Was in einer toskanischen Kleinstadt geschah, war offenbar nicht interessant genug.

Mit notdürftigen Absperrungen aus Seilen und Netzen versuchte man zu verhindern, dass die Leichen weiter aufs Meer hinaustrieben. Die Leute erzählten den Behörden, woran man ihre Angehörigen erkennen konnte: mit welchem Schmuck sie begraben worden waren, mit welchen Schuhen, ob sie Narben hatten, Tätowierungen, Missbildungen. Die Polizisten notierten alles, versprachen, ihr Bestes zu tun, steckten die Zettel in Akten und stapelten diese in einem Hinterzimmer der Wache, wo sie nie wieder jemand ansah. Nur wenige erhielten in den folgenden Wochen die Nachricht, dass man ein Familienmitglied gefunden habe. Und wer dieses Glück hatte, wusste nicht, wohin mit den Überresten.

Giuseppe Fabbri lag unter Neonlicht in einem Krankenhauszimmer, sechs Betten mit röchelnden Männern. Wer neu dazukam, entlassen wurde oder wegstarb, bekam er nicht mit. Sein Sohn Pinò ging täglich zu ihm, vor oder nach der Arbeit, hielt seine Hand, betete, dass er überleben möge. Er bat die Schwestern, seinen Vater mit Geppetto anzusprechen – so hatte man ihn sein Leben lang genannt. Manchmal schlief Pinò an Geppettos Bett ein. Nach zweieinhalb Monaten sagte man ihm, er könne den Vater mit nach Hause nehmen. Die Knochenbrüche seien verheilt. Und was den Kopf betreffe, sei sowieso nichts mehr zu machen gewesen.

Stufe für Stufe stiegen sie die Treppe zur Wohnung an der Piazza d'Armi hinauf. Die Laute, die Geppetto von sich gab, mochten eine Antwort auf Pinòs Ermutigungen sein oder nur ein zufälliges Brummen. Selten wandte er den Kopf zu Pinò und schaute ihn an, als wollte er sagen: Wer bist du, was machst du da? Doch als sie die Wohnung betraten und Geppetto die Statue der Madonna Turchina im Flur sah, mit dem blauen Gewand und den ausgebreiteten Armen, neigte er demütig den Kopf und griff nach ihrer Hand.

Am Abend setzte Pinò ihn auf den Sessel im Wohnzimmer und drückte auf den Knöpfen des Fernsehers herum. Er wählte eine Spielshow auf Canale 5 und drehte sich zu seinem Vater um. Geppetto sah fast aus wie früher: der leere Blick auf den Bildschirm, das bläuliche Geflacker im Gesicht. Hinter ihm die Blumentapete, die aufgehängten Teller mit den Heiligenbildern. Wenn er zu Hause gewesen war, hatte er die meiste Zeit auf diesem Sessel verbracht und genau so in den Fernseher gestarrt. Nur etwas passte nicht in das vertraute Bild: die rechte Hand seines Vaters.

Solange Geppetto stand oder ging, hielt er sie still. Aber wenn er saß, wie jetzt, führte er sie immer wieder zur Brust und nestelte mit den Fingern im Leeren. Es war die Bewegung, mit der er früher eine Zigarette aus der Hemdtasche genommen hatte, Nazionali im Softpack, oben aufgerissen. Geppetto führte den Zeigefinger in die Öffnung des unsichtbaren Päckchens, drückte damit die unsichtbare Zigarette an den Rand, zog sie mithilfe des Daumens hinaus. Und begann von vorn. Der Reflex eines Kettenrauchers. Nachdem die großen Möbelfirmen ihre Filialen eröffnet hatten und er seine Tischlerei hatte schließen müssen, begann er für die Spedition zu arbeiten, transportierte Früchte aus Kalabrien in den Norden. Und während der langen Fahrten im Lastwagen musste er eine nach der anderen geraucht haben.

Pinò setzte sich auf einen Stuhl neben seinen Vater, versuchte sich auf die Sendung zu konzentrieren, aber aus dem Augenwinkel nahm er Geppettos Bewegungen weiter wahr. Schließlich ging er vor ihm in die Hocke. »Babbo«, sagte er behutsam und nahm die rastlose Hand in seine, hielt sie fest, bis sie sich beruhigte. Aber kaum ließ er sie los, hob Geppetto sie wieder zur Brust, ließ Zeigefinger und Daumen zappeln, senkte die Hand, hob sie erneut, ließ die Finger zappeln, senkte

sie, hob sie wieder. Pinò zündete eine Zigarette an und gab sie Geppetto in die Hand, aber sie rutschte zwischen den Fingern hindurch. Pinò hob sie auf, führte sie an Geppettos Mund, damit er daran ziehen konnte, aber sein Vater neigte nur den Kopf zur Seite, um den Fernseher zu sehen. Also setzte Pinò sich hin und rauchte sie mit ein paar kräftigen Zügen nieder.

— 3

In den nächsten Tagen kamen manchmal zwei Nonnen vorbei. Sie bezogen die Betten neu, räumten ohne jedes Gespür für das Private die Wohnung auf und sangen Geppetto Kirchenlieder vor. Die Körperpflege überließen sie Pinò. Auf der Arbeit bemühte er sich, die Nachtschichten zu bekommen. Er brachte Geppetto abends ins Bett und betete zur Muttergottes, dass sein Vater bis zum Morgen liegen bleibe. Nur einmal wachte Geppetto vor Pinòs Rückkehr auf, irrte durch die Wohnung, ließ Geschirr fallen und trat in die Scherben. Tagsüber erledigte Pinò die Einkäufe, machte die Wäsche, bekochte und pflegte seinen Vater. Zwischendurch legte er sich aufs Sofa und döste zu den Geräuschen des Fernsehers weg, um bis zum Abend auf ein paar Stunden Schlaf zu kommen.

Manchmal hörte er die alte Signora Giovanna im Stockwerk unter ihnen weinen. Es gab ja kein Grab mehr, an dem sie das hätte tun können. Ihr Mann sei an dem Tag, als der Friedhof ins Meer gestürzt sei, zum zweiten Mal gestorben, hatte sie gesagt. Sie träume, er treibe auf dem Wasser und werde von den Möwen zerpickt. Fast täglich ging sie zum Polizeiposten, um nachzufragen, ob man ihn gefunden habe, sprach mit den Bergungskräften, bat den Pfarrer um Hilfe.

Sie übergab einem Polizisten sogar ihren Ehering, der die gleiche Breite hatte wie der ihres Gatten und deshalb bei der Identifizierung helfen sollte. Der Polizist stülpte ihn sich spielerisch mal über diesen, mal über jenen Finger, während er mit Giovanna sprach.

Pinò brachte ihr Essen vorbei, obwohl sie zweimal am Tag selber kochte. Aber was sollte man sonst tun, wenn einem keine tröstenden Worte mehr einfielen? Sie tat dasselbe, brachte ihrerseits Essen zu Pinò und Geppetto hinauf. Einmal setzte sie sich abends für eine Stunde zu seinem Vater vor den Fernseher. Sie versuchte mit ihm zu reden, indem sie die Sendung kommentierte. Halbnackte Blondinen vor knallblauem Hintergrund, das war nicht einfach. Jetzt, da Geppetto wehrlos war, schien sie ihm verziehen zu haben, dass er sie früher kaum gegrüßt hatte. Auf ihre Versuche, mit ihm zu plaudern, hatte er sie nur gefragt, ob sie denn nichts zu tun habe. Wenn Pinò dabei gewesen war, hatte er entschuldigend gelächelt, wie er es auch auf dem Markt getan hatte, auf der Post und überall sonst, wo Geppetto die Leute angeschnauzt hatte.

Giovanna schaute erst zu Geppetto, dann zu Pinò. »Der Arme, der Unglückliche«, flüsterte sie. »Jemand hätte ihn davon abhalten müssen, zu springen.«

»Er muss ausgerutscht sein«, sagte Pinò.

Sie wandte den Blick zurück zum Fernseher, wo ein Mann in Frauenkleidern einem Huhn hinterherrannte. Sie kicherte kurz, dann schaute sie Pinò wieder an und hob die Schultern. »Ich weiß nicht. Die Leute sagen, er ist gesprungen.«

Was auch immer passiert war, Pinò hätte es verhindern können, wäre er bei seinem Vater gewesen. Stattdessen war er auf seinem Ciao durch die Stadt gekurvt, den abgebrochenen Rückspiegel zwischen der Handfläche und dem Lenker

eingeklemmt. Vor der Garage wartete er auf Davide, der ihm den Spiegel für fünftausend Lire wieder anbringen wollte. Er rauchte eine, noch müde von der Nachtschicht. Ein Straßenhund streunte um ihn herum, Pinò scheuchte ihn weg.

Dann bemerkte er die Aufregung drüben am Markt. Menschen sammelten sich in kleinen Gruppen, blieben stehen, gingen wieder auseinander. Er setzte sich auf das Ciao und fuhr rüber, hörte nun aufgeregte Stimmen, hektische Rufe. Er verstand nicht, was geschehen war, wusste nur, dass er zur Küste musste. Er fuhr los, umgeben von weiteren Mopeds. Auf dem Kirchplatz stellte sich ihm ein Junge in den Weg, wollte mit. Pinò ließ ihn aufsitzen und fuhr weiter, den Bauch von den dünnen Armen umklammert. Irgendwo in Küstennähe sprang der Junge ab. Pinò fuhr bis zur Absperrung. Und dann erblickte er den Felsen, der nie wieder so aussehen würde, wie er ihn sein Leben lang gekannt hatte. Was mit seinem Vater geschehen war, erfuhr er erst Stunden später.

Bevor Signora Giovanna ging, betrachtete sie Pinò ernst. »Hat er denn wirklich niemanden außer Ihnen? Keine Familie?« Die Neugier musste sie jahrelang gequält haben, und nun konnte sie diese Frage endlich stellen. Er überlegte, ob sie ihm etwas ansah. Ob sie spürte, dass er mal ein anderer gewesen war.

— 4

Seit dem Unglück trat das Taubheitsgefühl in Pinòs Gesicht häufiger auf. Auch seine Arme und Beine fühlten sich steif an. Sosehr ihn das ängstigte: Jetzt, wo er dem Verfall seines Vaters zusehen musste, sehnte er sich manchmal nach seinem Holzkörper zurück. Nach der glatt polierten Oberfläche, an deren Stelle nun schwarze Haare aus einer porösen,

verletzlichen Haut wucherten. Nachts wachte er mit Schmerzen an der Nase auf. Oder er fühlte ein Brennen an den Füßen, die vor langer Zeit einmal angesengt worden waren, weil er sie zu nah am Feuer gewärmt hatte. Als müsste das Fleisch den Schmerz nachholen, den das Holz nicht gespürt hatte.

Pinò setzte sich in seinem Zimmer aufs Bett, unter das Kruzifix und das Foto, das ihn mit seinem Vater in der Werkstatt zeigte. Sie hatten es kurz nach Pinòs Überführung in den menschlichen Körper aufgenommen, mit Selbstauslöser. Aus seiner Zeit als Puppe gab es keine Bilder. Wenn es welche gegeben hatte, dann hatte Geppetto sie vernichtet. Pinò lauschte dem Lärm von der Piazza unter dem Fenster: das Hupen der Mopeds, laute Musik aus den Autoradios, das Scheppern beim Herunterlassen der Rollläden vor den Geschäften. Er hatte die Tür zu seinem Zimmer einen Spaltbreit offen gelassen, damit er Geppetto hörte, falls er aufstand.

Pinò nahm die Decke vom Gerät auf dem Nachttisch, einem rechteckigen Metallkasten mit Schalter, Drehknopf, Nadelanzeige, an den Rändern Rostspuren. Sein Vater hatte den Apparat vor Jahren von Dottor Santandrea gekauft, für vierhunderttausend Lire – damals fast ein Monatslohn. Pinò zog Hemd und Hose aus, benässte die Elektroden mit einem Schwamm und befestigte sie mit Gummibändern an Oberschenkeln und Schultern. Er richtete den Blick auf den Wecker, dann legte er den Schalter um und drehte den Regler auf. Stromstöße durchfuhren ihn, Arme und Beine zuckten, verkrampften sich. Er drehte den Knopf weiter auf, seine Muskeln zogen sich zusammen, die Haut brannte, er fühlte seinen Herzschlag in den Ohren. Er wandte den Blick nicht vom Zifferblatt ab, bis drei Minuten um waren. Mit zitternden Fingern schaltete er das Gerät aus und ließ sich aufs Bett fallen,

das Gesicht nass von Schweiß und Tränen. Im Flur neigte die Statue der Madonna Turchina den Kopf ein Stück, um ihn durch den Türspalt zu betrachten.

— 5

Als Pinò in der Woche darauf bei der Spedition für eine Tagesschicht eingeteilt wurde, bot Signora Giovanna an, auf Geppetto aufzupassen. Er ließ sie ungern allein mit ihm in der Wohnung, aber was sollte er sonst tun? Bei seiner Rückkehr erzählte sie ihm, was sein Vater gegessen, wann er geschlafen und was er im Fernsehen gesehen hatte. Sie drückte ihm fünfhundert Lire in die Hand, weil sie das Telefon benutzt hatte, um bei der Polizei nach Neuigkeiten zu fragen – und nahm die Münze kommentarlos zurück, als Pinò sie nicht wollte. In der ganzen Stadt habe keiner so gerade Zähne gehabt wie ihr Mann, sagte sie. Und auch wenn am Ende zwei, drei gefehlt hätten: An diesen Zähnen müsste man ihn doch erkennen.

Kaum war sie weg, schaute Pinò sich in der Wohnung um. Stand noch alles am selben Ort? Er ging in sein Zimmer. War das Tuch über seinem Muskelstimulator vorher auch schon so exakt ausgerichtet gewesen? Wahrscheinlich. Aber sicher war er nicht.

Als er die nächste Tagesschicht hatte, nahm er seinen Vater mit. Sie mussten früh los. Allein der Weg die Treppe hinunter dauerte eine Viertelstunde. Auf dem Parkplatz verloren sie noch mehr Zeit, weil Geppetto auf der Fahrerseite einsteigen wollte. Immerhin schien er den alten Transporter mit der Ladefläche wiederzuerkennen, seinen Fiat 241, den er als Tischler benutzt und dann Pinò überlassen hatte. Als sie endlich im Auto saßen, lächelte Pinò zu ihm rüber. Sein Vater

wirkte friedlich, vielleicht weil ihm der Geruch oder die abgenutzten Polstersitze vertraut vorkamen. Er brauchte bald eine neue Hose, neue Hemden – nicht dass die Leute dachten, Pinò kümmere sich nicht um ihn. Er versuchte Geppettos Kragen zu richten, aber die rastlose Hand kam ihm immer in den Weg. »Babbo«, sagte er leise und zog die Hand von der Hemdtasche seines Vaters weg. Dieser führte sie sogleich zurück, nestelte mit den Fingern. Pinò probierte es noch mal. »Babbo! Sch!« Es hatte keinen Sinn.

Im Wachhaus an der Einfahrt der Spedition war gerade noch Platz für einen Stuhl, auf den er seinen Vater setzen konnte. Pinò schaltete das Radio ein und nahm am Ecktisch mit den Dokumentenstapeln Platz. Geppetto betrachtete nacheinander die Knöpfe und Hebel, das Diensttelefon, die drei schwarzweiß flimmernden Kontrollbildschirme, schaute zu, wie Pinò am Dienstfenster mit den Lastwagenfahrern sprach, die Frachtpapiere prüfte, die Schranke öffnete. Es musste Geppetto bekannt vorkommen, war er doch selber oft durch diese Einfahrt gefahren, wenn er Früchte aus dem Süden angeliefert hatte.

Pinò versuchte seinen Vater aufzumuntern, indem er öfter als nötig zwischen den verschiedenen Überwachungskameras hin und her schaltete: Einfahrt, Ausfahrt, das Hauptlager aus verschiedenen Winkeln, Beladungshalle, Andockstation. Eine der Kameras war im Wachhaus selbst montiert und auf Pinòs Arbeitsplatz gerichtet. Er hatte mehrmals bei seinen Vorgesetzten nach dem Zweck gefragt, aber keiner wusste Bescheid. Das Bild zeigte Pinòs Hinterkopf. Er meinte zu erkennen, dass sich seine Haare bereits etwas lichteten. Es gab Tage, an denen ihn das so beschäftigte, dass er keine Bildübertragung öfter prüfte als diese. Erst seit dreizehn Jahren war er im Besitz dieses Körpers. Begann er ihn jetzt schon wieder zu verlieren?

— 6

Seinen ersten Körper hatte Geppetto geschaffen. Die Madonna Turchina hatte ihn zu dem Holz geführt, in dem Pinò verborgen war. Weil sie Geppetto aus seiner Einsamkeit holen wollte, leitete sie ihn an, eine Puppe daraus zu schnitzen. Er lebte damals allein, ein Mann Mitte vierzig, der aber mindestens zehn Jahre älter wirkte. Schon während der Arbeit regte sich das Holz unter Geppettos Händen, ungeduldig nach der langen Starre. Er hatte Mühe, die Puppe fertigzustellen, weil sie mit dem Fuß in die Luft schlug, wie ein Schaf, das sich gegen das Scheren wehrte.

Pinò hatte zwar viele Erinnerungen an die Zeit in seinem Holzkörper, aber er konnte sie weder in eine Reihenfolge bringen noch ihre Dauer abschätzen. Von seinem Vater wusste er, dass er etwas länger als ein Jahr als Puppe gelebt hatte. Er erinnerte sich an das klappernde Geräusch beim Gehen, an seine dünne Stimme und die harten, trockenen Lippen, die es ihm erschwert hatten, Wörter verständlich auszusprechen. Schnell hatte er verstanden, dass es seine Aufgabe war, Geppetto Gesellschaft zu leisten. Aber er konnte sie nicht zufriedenstellend erfüllen: Weil er kein Mensch war, musste er sich in der Werkstatt verstecken, und wenn Geppetto nach Hause ging, blieb er zurück. Auf Pinòs Bitte, ihn mit in die Wohnung zu nehmen, reagierte Geppetto nicht. Zum Trost fuhren sie einmal gemeinsam aufs Land. Wenn Menschen in der Nähe waren, musste Pinò sich totstellen. Sicherheitshalber hatte sein Vater Marionettenfäden an seinen Armen befestigt. Eine Tarnung, falls er sich doch bewegen sollte.

Nachdem Pinò erlebt hatte, wie die Welt da draußen aussah, hielt er es in der Werkstatt kaum noch aus. Manchmal riss er nachts aus und streifte die Küste entlang. Natürlich wurde er gesehen. Einige beschauten ihn neugierig, viele

flohen erschrocken vor der widernatürlichen Erscheinung. Pinò fragte sich jedes Mal, ob es wirklich niemanden sonst gab, der war wie er. In Porto San Prospero begannen die Leute über die Sichtungen der wandelnden Puppe zu sprechen. Von Geppetto zur Rede gestellt, behauptete Pinò, die Werkstatt nie verlassen zu haben. Er war selbst schuld, dass sich die Gerüchte bis heute hielten.

Im Schlaf erschien ihm die Muttergottes. Sie versprach, einen Menschen aus ihm zu machen, wenn er bewies, dass er brav und gehorsam sein konnte – und wenn es ihm gelang, endlich mehr an seinen armen Vater zu denken als immer nur an sich selbst. Er verließ die Werkstatt nicht mehr, erledigte gewissenhaft die Arbeiten, die Geppetto ihm auftrug, betete mehrmals täglich. Und eines Morgens passierte es tatsächlich: Er erwachte in einem neuen Körper aus Fleisch.

— 7

In einer Ecke der Werkstatt, nackt und zusammengekrümmt, rang er nach Luft und erfuhr zum ersten Mal, was Schmerz bedeutete. An der Decke schwebte, umgeben von hellblauem Licht, das Gesicht der Madonna Turchina. Auf der Werkbank neben ihm lag die seelenlose Puppe, in der er gesteckt hatte: nichts weiter als zusammengeschraubte Holzstücke. Er betastete verwundert seine weiche, warme Haut. Dann kniete Geppetto sich neben ihn, sagte, dass sie fortan zusammen in der Wohnung leben würden. Und er nannte ihn bei seinem neuen Namen.

Pinò roch, hörte und sah nun mehr als zuvor. Mit bloßen Händen grub er in der Erde, weil er es so aufregend fand, wie sich seine Finger krümmen konnten. Er staunte über alles, was sich mit seinen Fingernägeln anstellen ließ, wunderte

sich, warum es mit den Zehennägeln nicht ging. Er studierte, was sich zwischen seinen Beinen befand, aber schämte sich jedes Mal sogleich, weil er wusste, dass die Madonna Turchina es gesehen hatte. Und er durfte zur Schule gehen, endlich mit anderen Kindern spielen. Er galt nun als verwaister Junge, als entfernter Neffe Geppettos, den dieser bei sich aufgenommen hatte. Sie fuhren zwei Stunden landeinwärts zu einem Pfarrer, der Pinò in einer leeren Sakristei taufte, ohne Fragen zu stellen.

Doch bald zeigte sich, dass die Menschwerdung mangelhaft war. Geppetto sah Zuckungen in Pinòs Gesicht, stellte fest, dass der Gang seines Jungen hölzern geblieben war. Manchmal glaubte er sogar ein Knarren in Pinòs Gelenken zu hören. Wenn Pinò sich verletzte, gerann sein Blut verdächtig schnell. Und oft konnte er die Kraft in seinen Händen schlecht einschätzen. Er ließ Gläser fallen, oder er zerdrückte sie. Geppetto ohrfeigte ihn verzweifelt. Er hatte den Verdacht, dass Pinò nicht brav gewesen sei. Dass er etwas gestohlen oder sich auf dem Schulhof geprügelt habe. Wie sonst ließ sich erklären, dass die Madonna Turchina ihn nicht endlich von diesen Fehlern befreite? »Aus einem Holzscheit hab ich dich rausgeholt!«, schrie Geppetto und schlug auf ihn ein. »Aus einem verdammten Holzscheit! Und so dankst du es mir? Und wie siehst du überhaupt aus? Du gleichst mir kein Stück!«

Auch Pinò fragte sich, warum der menschliche Körper ihm so fremd blieb. Hatte er seinem Vater nicht genug Respekt gezeigt? Oder war die Madonna Turchina von Anfang an davon ausgegangen, dass es ihm nicht gelingen würde, immer aufrichtig zu sein? Niemand hatte ihn darauf vorbereitet, wie viel Unruhe ein solcher Körper in sich trug. Und wie wenig der Geist ihr entgegensetzen konnte. Je älter er wurde, desto mächtiger wurde das Fleisch. Der Hunger, die Triebe,

die Beschwerden. Der Verdauungsprozess war ihm unheimlich. Auch an den gleichmäßig schlagenden Klumpen in seiner Brust, von dem sein Leben abhing, hatte er sich nie gewöhnt. Oft wusste er nicht einmal, ob es Gefühle oder Organe waren, die in ihm rumorten.

— 8

Eines Morgens, nachdem er Geppetto die Haare geschnitten und ihn gebadet hatte, stellte er sich vor den Spiegel im Flur. Seine Gesichtszüge kamen ihm ungewöhnlich steif vor. Er versuchte zu lächeln. Die Mundwinkel waren nicht auf der gleichen Höhe. Er würde seine Behandlung wieder öfter durchführen müssen. Im Treppenhaus waren Stimmen zu hören. Eine Etage tiefer sprach Signora Giovanna mit jemandem. Er hielt inne, als er merkte, wem die andere Stimme gehörte: Don Agostino. Warum machte er sich die Mühe, zu ihr nach Hause zu kommen?

Pinò drückte sein Ohr an die Tür. Giovanna sprach über ihren Mann, erwähnte den Ehering. Der Pfarrer sagte, es tue ihm sehr leid, dass man ihren Gatten immer noch nicht gefunden habe. Giovanna fragte, ob sie denn wirklich sicher seien, dass er nicht unter den geborgenen Toten sei. Sie werde versuchen, Röntgenbilder ihres Mannes zu organisieren. Sie werde sie beim Krankenhaus anfordern, damit man einen Abgleich durchführen könne. Don Agostino antwortete mit ruhiger Stimme. Was er sagte, verstand Pinò nicht, aber er hörte, wie Signora Giovanna zu weinen begann. Ein Schluchzen, das am kalten Marmor widerhallte. Sie verabschiedete sich schnell, aus Scham wahrscheinlich, und schloss die Tür.

Pinò verharrte. Zu seiner Überraschung entfernten sich die Schritte des Pfarrers nicht, sondern kamen näher. Er stieg